

SPERRFRIST: 2. Januar 2013, 10.45 Uhr

Würdigung grosser Toggenburger Persönlichkeiten

Huldrych Zwingli (1484-1531)

Ulrich Bräker (1735-1798)

Babeli Giezendanner (1831-1905)

und ihre Bedeutung für die heutige Schweiz

Vortrag, gehalten anlässlich des Neujahrsanlasses 2013

am 2. Januar 2013 in der Markthalle Toggenburg in Wattwil

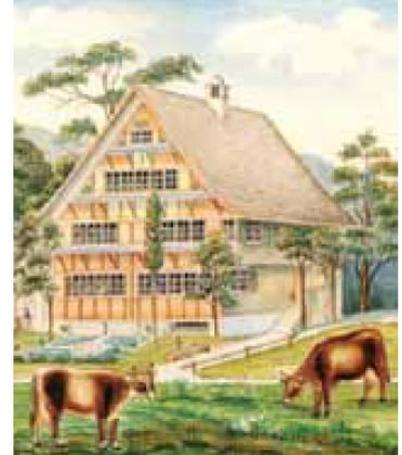
von Christoph Blocher

Es gilt das schriftliche und das mündliche Wort.
Der Redner behält sich vor, auch stark vom Manuskript abzuweichen.

www.blocher.ch und www.svp.ch

	Seiten
Inhaltsverzeichnis	2 - 3
I. Einleitung	5
1. Verschiedenheit in der Gemeinsamkeit	5
2. Das Toggenburg	6
II. Huldrych Zwingli (1484–1531)	7
1. Der Wildhauser	7
2. Zwinglis Geburtsstätte	7
3. Die welthistorische Bedeutung Zwinglis	8
4. Was sind die Wurzeln?	10
5. Die theologische Laufbahn	11
6. Zwingli in Zürich	13
7. Luther und Zwingli	14
8. Zürcher Disputation	15
9. Zwingli und Luther in Marburg	16
10. Zwinglis Tod	18
III. Ulrich Bräker (1735–1798)	20
1. Die Zeit im Näppis	21
2. Die Zeit in Krinau	21
3. Im Dienste des Preussenkönigs	23
4. Wieder im Toggenburg / Heirat	24
5. Bräker im Hochsteig ob Wattwil / Ehedrama	25
6. Tagebuch	26
7. Das Toggenburg und die Baumwollindustrie	27
8. Bräker und seine Kinder	27
9. Bräkers internationale Anerkennung	27
10. Gedruckte Tagebücher	28
11. Shakespeare als Vorbild	29
12. Toggenburgs Befreiung und Bräkers Tod	29
13. Bräker und die Stadt Zürich	30

IV. Babeli Giezendanner (1831–1905)	32
1. Einleitung	32
2. Das Leben von Babeli	33
3. Babelis Ehejahre / Tod des Ehemanns	35
4. Die Witwe	36
5. Bei Bruder Abraham und im Armenhaus	36
6. Babelis Tod	37
7. Babelis Bilder	38
V. Zum Schluss	41



Sehr geehrte Damen und Herren

Liebe Frauen und Männer

Es ist schon fast eine Tradition geworden, dass wir jährlich am 2. Januar, dem «Bächtelistag», in ganz verschiedenen Regionen der Schweiz zusammenkommen, um Persönlichkeiten aus einer Region zu würdigen. Sie haben mich dieses Jahr in das von mir so geliebte Toggenburg eingeladen, um zwei Toggenburger und eine Toggenburgerin zu würdigen. Alle leben zwar nicht mehr, aber ihre Nachwirkung ist unübersehbar. Sie haben bleibende Bedeutung. Es geht um

- **Huldrych Zwingli, den Reformator aus dem Toggenburg**
- **Ulrich Bräker, den Schriftsteller aus dem Toggenburg**
- **Babeli Giezendanner, die Malerin aus dem Toggenburg**



Bild 1: Toggenburg mit Churfirten

I. EINLEITUNG

1. Verschiedenheit in der Gemeinsamkeit

Zwingli, Bräker und Babeli Giezendanner: unterschiedlicher könnten diese drei nicht sein. Zu verschieden ist ihr Bildungshintergrund, die Begabung, der Wirkungskreis.

Aber alle drei wurden durch ihr Herkommen, ihre Wurzeln, ihre heimatliche Verankerung im Toggenburg für ihr ganzes Leben geprägt.

Und alle drei haben in ihrer unterschiedlichen Art vom Toggenburg weit hinaus in die Welt gewirkt, sei es bei Zwingli durch die Verkündigung von Gottes Wort, sei es bei Bräker durch das schriftstellerische Werk, sei es bei Babeli durch ihre Malkunst.

2. Das Toggenburg

Tatsächlich: Es ist etwas ganz Besonderes um diese beiden Talschaften am Oberlauf der Thur und entlang des Necker, die man das Toggenburg nennt.

Auch wenn der höchste Berg der Säntis ist; das eigentliche Wahrzeichen bilden die Churfürsten, die fast senkrecht gegen den Walensee abfallen.

Ausserhalb des gegenwärtigen Winters handelt es sich beim Toggenburg um eine ausgesprochen grüne Landschaft, gut beregnet, aber dennoch recht karg und alles andere als eine Kornkammer. Im Zentrum standen von jeher Vieh- und Milchwirtschaft, aber – und das erkennen wir an den Anbauten der Toggenburger Bauernhäuser – meist mit einem textilen Nebengewerbe verbunden.

Hier in Wattwil wollen wir versuchen aufzuzeigen, was aus dieser kargen Landschaft ausgegangen ist.

Würdigen wir zuerst Zwingli (1484–1531), die Toggenburger Persönlichkeit, die vor 500 Jahren lebte und eine weltpolitische Bedeutung hat.

II. Huldrych Zwingli (1484–1531)

1. Der Wildhauser

Wie kommt es, dass der am 1. Neujahrstag des Jahres 1484 geborene Toggenburger, als Ulrich oder – wie er sich später selber nannte – «Huldrych» Zwingli aus Wildhaus eine solche Bedeutung erlangen konnte?

Dass er einmal zu den grossen Reformatoren gezählt werden würde, war ihm nicht in die Wiege gelegt, auch wenn er nur zwei Monate nach dem deutschen Reformator Martin Luther auf die Welt kam.

Vielleicht ist es typisch, dass wir aus Zwinglis Toggenburger Jugendzeit fast nichts wissen. Er selber hat in seinen Schriften kaum darüber berichtet. Wo er Gutes bewirkte, empfand er es als Gottes Werk, wo er versagte, sah er die Schuld in seiner eigenen menschlichen Unzulänglichkeit. So fand er, über sich selber zu berichten, sei fehl am Platz.

2. Zwinglis Geburtsstätte



(Bild 2) Zwinglis Geburtshaus in

Was wir wissen ist, dass die Zwinglis im oberen Thurtal eine alteingesessene, angesehene Familie waren.

Hier sehen Sie das «Lisighaus», gemäss mündlicher Überlieferung Zwinglis Geburtshaus.

Huldrych Zwinglis Vater und Grossvater wurden schon damals von der lokalen Bevölkerung als Ammänner von Wildhaus gewählt und mussten sich das entsprechende Ansehen verdienen. Zwingli kam also gewissermassen aus einem politischen und bäuerlichen Haus.

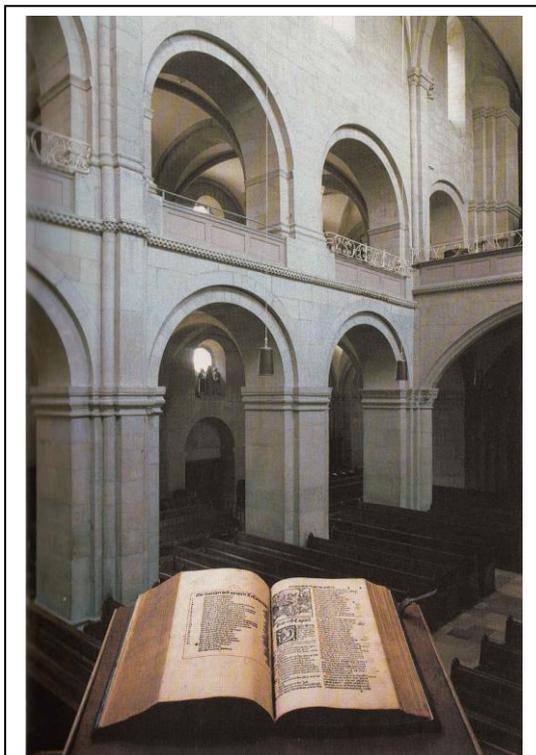
Und was ist aus diesem Haus hervorgegangen? Zwei seiner Brüder blieben Bauern, und die bäuerliche Toggenburger Familientradition sass auch tief in Huldrychs Wesen. Bereits als bedeutender Humanist erklärte Zwingli stolz: «Ich bin nun ohnedies einmal ein Bauer, und zwar ein ganzer.» Auch später pries er den Bauernstand: «In der äusseren Lebenshaltung ist der Landmann



Bild 3

Gott ähnlicher als irgendetwas anderes auf der Welt.» Er distanzierte sich durch seine einfachen Manieren von den Adligen und Aristokraten, die oft seine Gegner waren. Und er reagierte unwirsch, wenn man ihn mit dem Titel «Magister» oder «Meister» ansprach, indem er sagte: «Die Titel sind von der Welt, nicht von Gott.» In der Kleidung hielt Zwingli auf Einfachheit und wandte sich gegen «Seide und ähnlichen Weiberschleck». Auch im Verhalten hatte Zwingli durchaus bäuerliche Züge. Er konnte hartnäckig, dickköpfig, ja uneinsichtig sein.

3. Die welthistorische Bedeutung Zwinglis



(Bild 4) Zürcher Bibel im Grossmünster

Und trotzdem: Zwingli ist zweifellos ein Mann von grösster welthistorischer Bedeutung:

- Ohne Huldrych Zwingli wäre Zürich nicht zur Reformation übergegangen: Seine Gabe, die Leute zu überzeugen, sein persönlicher Mut, einen neuen Glauben anzunehmen, sein intellektuelles und sprachliches Talent, aber auch seine Einsicht, dass in der Schweiz nur eine Mischung von Volksnähe und Brillanz zum Erfolg führt – all diese Eigenschaften erforderte es, um Zürich, einen der wichtigsten Stände der Alten Eidgenossenschaft, zu reformieren.

- Gewiss, die Voraussetzungen waren in Zürich besonders günstig: ein gebildetes Bürgertum, das sich von Priestern nicht länger vorschreiben lassen wollte, wie es den Weg zu Gott zu finden hatte, war längst bereit für neue Ideen.
- Ausserdem war Zürich schon damals eine recht reiche, blühende Handels- und Gewerbestadt, was die nötige wirtschaftliche Unabhängigkeit sicherte.
- Als entscheidend aber erwies sich in erster Linie die politische Freiheit, die sich die alte Reichsstadt Zürich dank dem Bündnis mit der Eidgenossenschaft hatte erkämpfen können. Ohne diese politische Autonomie hätte es Zwingli sehr schwer gehabt, die Reformation gegen Kaiser und Papst zu verteidigen.
- Warum war Zwingli welthistorisch bedeutungsvoller als der grosse deutsche Reformator Martin Luther? Hier sei ein kurzer Vergleich gewagt:
- Nur das Bündnis Luthers mit den Fürsten machte es möglich, in Deutschland den Protestantismus zu bewahren, während die Reformierten Zwinglis eine Kirche bauten, die schon sehr viele demokratische Elemente aufwies. Die Lutheraner wurden so zu obrigkeitstgläubigen Dienern ihrer Fürsten. Dass die Lutheraner Bischöfe kennen, während die Reformierten sie beseitigten, mag diesen Unterschied verdeutlichen.
- Um die Reformation in Zürich durchzusetzen, musste sich Zwingli (anders als Luther) öffentlichen Disputationen mit katholischen Vertretern vor Publikum stellen. Weil nur wenige im Publikum Lateinisch verstanden, war es selbstverständlich, dass man auf (Schweizer)deutsch diskutierte, was die demokratischen Grundlagen der reformierten Kirche erforderten. Gleiche Disputationen fanden später in Bern oder Lausanne statt. Vergleichbares wäre für Luther undenkbar gewesen.
- Im Gegensatz zu Zwingli verhandelte Luther meistens auf Lateinisch mit seinen Gegnern, ähnlich auch Melanchthon oder andere führende Protestanten: Das gab dem deutschen Protestantismus von Beginn weg einen viel elitäreren Anstrich. Beim Marburger Religionsgespräch war die Sprache übrigens einer der vielen Streitpunkte (man konnte

sich auf sehr viele Dinge nicht einigen): Zwingli wollte auf Deutsch diskutieren, Luther auf Lateinisch. Schliesslich sprach man Deutsch.

- Zwingli erlangte eine welthistorische Bedeutung, weil sich ohne ihn die reformierte Variante des Protestantismus nie hätte verbreiten und vor allem (dank der faktischen militärischen und politischen Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft) nie hätte halten können. Davon profitierte vor allem Johannes Calvin. Ohne Zwingli kein reformiertes Bern, ohne Bern kein freies Genf, das Calvin Gastrecht zu gewähren imstande war und ihn vor dem katholischen Frankreich und Savoyen schützte.
- Weil Calvin ein begnadeter Theologe und Stilist war, erreichten seine Schriften ein Weltpublikum. Kein Reformator wurde in mehr Sprachen übersetzt, weshalb Calvin seine reformierte Version bald in die ganze Welt zu exportieren vermochte.
- Es blieb dann – nach dem frühen Tod Zwinglis – Calvin und Zwinglis begabtem Nachfolger Bullinger vorbehalten, den reformierten Glauben in Grossbritannien, Holland und später vor allem in Amerika zu verankern, was dem Calvinismus eine welthistorische Rolle zuwies, deren Bedeutung man kaum überschätzen kann.
- So sei die Frage erlaubt: Wäre Amerika je so entstanden, wie es unter dem Einfluss von ein paar mutigen englischen Puritanern entstanden ist, die sich letztlich auf Zwingli und Calvin beriefen?
- Wir dürfen feststellen: Aus Zwingli, dem Bauernsohn aus Wildhaus im oberen Toggenburg, ist der vermutlich welthistorisch bedeutsamste Schweizer, den es je gegeben hat, hervorgegangen.

4. Was sind die Wurzeln?

Stochern wir etwas im Werdegang Zwinglis.

Dass zwei von Zwinglis Brüdern die geistliche Laufbahn ergriffen, war damals eine Selbstverständlichkeit. Auch Zwinglis Onkel Bartholomäus Zwingli war Pfarrer in Weesen. Zu ihm wurde der sechsjährige Huldrych geschickt.

Wichtiger Erbteil seines Toggenburger Elternhauses bildete aber das politische Bewusstsein. Das Aussterben des Adelsgeschlechts der Toggenburger und die anschliessenden Kriege und Streitigkeiten nutzten die Toggenburger Landleute, um sich in einer Landsgemeinde zusammen zu schliessen und sich möglichst selber zu verwalten.

Sie beschlossen, als zugewandter Ort der Eidgenossenschaft beizutreten, wobei sie mit Glarus und Schwyz besondere Bündnisse eingingen.

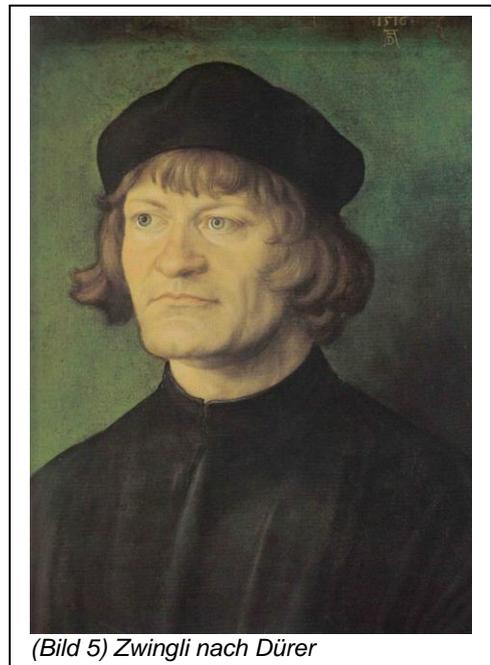
Huldrych Zwingli sah sich denn auch zeitlebens immer voll und ganz als Eidgenosse. Er war in höchstem Masse patriotisch und blieb es sein Leben lang. In gereiftem Alter erinnerte sich Zwingli, dass er schon als Kind allen die Stirne geboten habe, welche die Schweiz verleumdeten oder beschimpften.

Bei seinem Onkel in Weesen besuchte Zwingli also vorerst die deutsche Schule und kam im zehnten Altersjahr nach Basel in eine Lateinschule, die er später in Bern fortsetzte, wo ihn auch die Musik sehr fesselte.

5. Die theologische Laufbahn

Wir dürfen heute annehmen, dass dieses einmalige Porträt von Albrecht Dürer in der Nationalgalerie in London niemand anderen zeigt als unseren Toggenburger Huldrych Zwingli. Es ist das einzige Bild, das wir von Zwingli aus dessen Lebzeiten besitzen.

1498 reiste der 14-jährige Student wie damals viele Ostschweizer an die Universität Wien und hörte die etwas erstarre, wenig fruchtbare theologische Gelehrsamkeit. 1499 wurde er vorübergehend weggewiesen, vielleicht, weil er sich als Eidgenosse während dem Schwabenkrieg allzu hitzig für die Schweiz einsetzte.



(Bild 5) Zwingli nach Dürer

1502 bezog Zwingli die Universität Basel, die damals einzige der Eidgenossenschaft.

Manche in Basel geschulte Theologen aus Zwinglis Freundeskreis spielten später bei der Reformation eine bedeutende Rolle.

1506 wurde Zwingli zum Magister ernannt, im gleichen Jahr zum Pfarrer in Glarus berufen und im Heimatdorf Wildhaus zum Priester geweiht.

Als die Glarner 1512/13 Feldzüge für den Papst veranstalteten, war Zwingli als Feldprediger dabei. Er erlebte 1515 die Niederlage gegen die Franzosen bei Marignano und damit das Ende der schweizerischen Grossmachtpolitik und den eigentlichen Beginn unserer Neutralität.

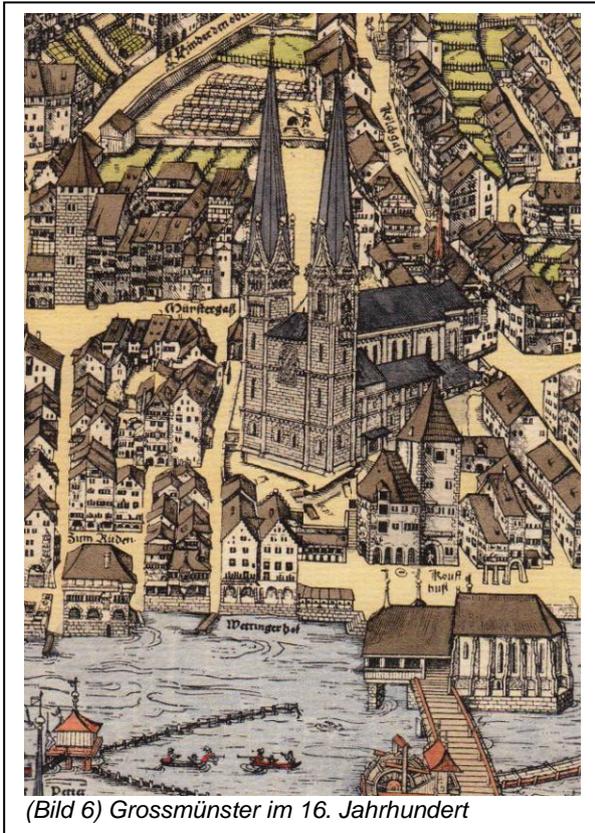
Die Grausamkeiten des Krieges wühlten den Priester auf: Er wurde zum Kämpfer gegen den Söldnerdienst. Er war reif für den grossen Humanisten Erasmus von Rotterdam, der in Basel lehrte.

1516 erschien von Erasmus das Neue Testament in der griechischen Ursprache. Als Quelle allen Heils stand für Erasmus Christus im Zentrum. Keine Kirche könne zwischen Gott und den Menschen vermitteln, dies kann allein Christus. So wurde auch Zwingli zum kämpferischen Humanisten. Er wollte die Bibel aus der Bibel heraus erklären, oder, wie es Zwingli ausdrückte: «Wir wollen Gottes Wesen aus seinem Munde erfahren.» Die Botschaft schloss für Zwingli jeden Angriffskrieg und damit den Solddienst aus.

Weil die Stimmung zugunsten der Franzosen kippte, musste der papsttreue Zwingli, der auch den Söldnerdienst zugunsten des Papstes ablehnte, Ende 1516 trotz grosser Beliebtheit in der Bevölkerung aus Glarus weichen und wurde Leutpriester in Einsiedeln.

Noch vor Luther und mit eigenständigen Begründungen kritisierte Zwingli die Papstgewalt, den Ablasshandel und die Angstmacherei mit dem Fegefeuer.

6. Zwingli in Zürich



Auf Beginn des Jahres 1519 wurde Zwingli als Leutpriester ans Grossmünster in Zürich berufen. Zürich war ein Stadtstaat der Eidgenossenschaft. In Zürich lebten damals nur etwa 5000 Menschen, also ziemlich genau so viele wie heute etwa in Ebnat-Kappel. Die Stadt war zwar noch päpstlich eingestellt, aber die Regierenden wollten den Solddienst bekämpfen. So kam man auf Zwingli.

Zwinglis Wahl war also durchaus politisch. Zwingli wusste dies, doch er begann seine Arbeit mit der Neujahrspredigt 1519 und zwar ganz und gar nicht politisch, sondern mit der Auslegung des

Matthäus-Evangeliums, was er dann Sonntag für Sonntag fortsetzte. Zwinglis kirchliche Arbeit bestand in der Verkündigung des Evangeliums. Was daraus in der Welt entstand, war dann aber von grösster gesellschaftlicher Bedeutung und hochpolitisch. Das war das Wesen der Reformation!

7. Luther und Zwingli

Zwingli kannte und schätzte die Schriften des Wittenberger Reformators Martin Luther gegen den Kaiser und die Papstkirche. Äusserlich waren Botschaft und Ziel der beiden gleich: Beide beriefen sich auf die Bibel und waren evangelisch. Aber Zwingli rang nicht um die Frage nach dem gnädigen Gott, er war nicht wie der Wittenberger Mönch und Professor ein vom Teufel verfolgter verzweifelter Sünder, dem das Evangelium zu Gottes Gnade verhalf.

Zwingli bewegte vielmehr der Widerspruch zwischen der biblischen Botschaft und den Fehlentwicklungen, die das ganze Volk, die Gemeinschaft der Eidgenossen betrafen: Solddienst, Grausamkeit, Lasterhaftigkeit und Faulheit. Der Glaube war für Zwingli ein sicherer Boden für Gewissheit, Geborgenheit, Vertrauen, Freiheit und Freude. Diese Sicherheit entnahm Zwingli dem Christuswort in folgenden eigenen Worten: «Kummend zuo mir alle, die arbeitend und beladen sind, ich will üch ruw geben» (Matthäus 11,28).

Als der Papst 1520 den Bann gegen Luther aussprach, musste sich auch Zwingli entscheiden. Erasmus blieb beim alten Glauben, doch Zwingli vertraute auf Gott, der ihn führen sollte bei der Verbesserung der Kirche und bei der Hebung der Sitten, und gab nicht nach. Zwingli musste dazu in Zürich nicht einen Fürsten überzeugen, sondern den Kleinen und den Grossen Rat, also die weltliche Obrigkeit. Durch die Verkündigung auf der Kanzel wollte er sich Gehör verschaffen. Er tat es zielbewusster und selbstsicherer als Luther.

Zwingli hasste die äusserlichen Frömmeler, die Heuchler und die Süssen, indem er sagte: «Ein Christ sein, heisst nicht, von Christus schwätzen.»

Humorlosigkeit war seine Sache nicht, er mochte die frommen Sauertöpfe nicht. Immer wieder brach sein Toggenburger Mutterwitz durch. Über Jesus sagte er: «In einer Futterkrippe wird er geboren, während wir in Daunenfedern schnarchen.»

Zwingli sprach rasch, relativ leise, für sein Zürcher Publikum vergleichsweise toggenburgisch «hell», bodenständig, volksnah, einfach und oft fröhlich und spasshaft.

Einen ersten Erfolg bildete Anfang 1522 das grundsätzliche Reislauferbot durch den Rat.

Auch verlangte er vom Bischof, den Priestern möchte die Ehe erlaubt sein. Als der Bischof schwieg, heiratete Zwingli Ende 1522 Anna Reinhart, hielt aber die Ehe vorerst noch geheim.

8. Zürcher Disputation

Am 29. Januar 1523 waren alle Priester auf Zürcher Gebiet wie auch der Bischof von Konstanz geladen, Zwinglis Lehre mit Argumenten der Bibel zu widerlegen. Zwingli legte an dieser ersten Disputation schriftlich 67 Thesen vor: Das Heil könne nicht von der Kirche vermittelt werden, nur der Geist Gottes, das Evangelium könne das tun. Die Gläubigen seien die wahre Kirche, sie sind die von Gott Erwählten.

In der Folge beauftragte der Rat Zwingli, das Evangelium wie bisher zu verkünden und befahl die Heilige Schrift als alleinige Grundlage jeder Predigt.

(Nur der Pfarrer von Schlieren rief verzweifelt aus, er sei zu arm, um eine Bibel zu kaufen.)

Eine zweite Disputation vom Oktober 1523 definierte das Amt des Pfarrers als Dienst: Verkündigung, tapferes Bekennen, Widerstand. Zwingli predigte wörtlich: «Das lebendige Beispiel lehrt mehr als hunderttausend Worte.»

Die konsequente kirchliche Arbeit hatte grosse Wirkung. Bevölkerungswachstum, Produktivität – vor allem der Bauern – und Wohlstand stiegen infolge von Zwinglis Glaubens- und Sittenlehre sprunghaft an.

9. Zwingli und Luther in Marburg

Anders als Luther strebte Zwingli nicht nur nach einer Reform der Kirche, sondern des gesamten Gemeinwesens. Er wollte eine christliche Stadt, ja eine christliche Eidgenossenschaft und sagte: «Ich glaube, dass ein Christenmensch für die Kirche das ist, was ein guter Bürger für die Stadt.»

Mit Luther kam es namentlich in der Abendmahlsfrage zum entscheidenden Bruch.

Am 1. Oktober 1529 führten Huldrych Zwingli und Martin Luther ein grosses Religionsgespräch in Marburg. Es ging um eine Übereinkunft der beiden reformatorischen Bewegungen.



Ich will über diese Zusammenkunft eine wohl eher poetische Darstellung dieser Gespräche wiedergeben: Weil mich hier nicht in erster Linie die Ereignisse selbst interessieren, sondern ihre Bedeutung, die sie im gesamteuropäischen Rahmen hatten – und noch haben bis zum heutigen Tag. Ich halte es hier mit Fontane: «Das Poetische hat immer recht, es wächst weit über das Historische hinaus.»

So stelle man sich die Begegnung zu Marburg vor:

Dr. Martin Luther, einst Augustiner-Eremiten-Mönch, jetzt Professor in Wittenberg, ein Deutscher, wortgewaltiger Schöpfer der «Neuhochdeutschen Sprache».

Und ihm gegenüber Huldrych Zwingli, Schweizer, einer aus dem obersten Toggenburg, gleichsam mit «genagelten Bergschuhen», der hochdeutschen Sprache wenig mächtig, simpler Leutpriester am Grossmünster in Zürich!

Luther soll sich sowohl über Zwinglis Bergschuhe als auch über sein (Schweizer)Deutsch lustig gemacht haben. Luther wollte, dass man lateinisch diskutiere, Zwingli – obwohl des Lateins mächtig – auf jeden Fall Deutsch. Man müsse hinunter zu den Menschen!



(Bild 8) Debatte zwischen Zwingli und Luther

An der entscheidenden Auseinandersetzung über das Abendmahl kam es zum endgültigen Bruch zwischen den beiden. Luther beharrte darauf: Dass die Worte: Das *ist* mein Leib! noch wörtlich feststehen – «wider die Schwarmgeister» (April 1527) – Zwingli in seiner pragmatischen Art kehrt zur

Ursprache zurück (weder das Griechische noch das Lateinische, sondern das Aramäische), wo das «ist» nicht grundsätzliche Bedeutung haben kann. Weil Jesus in seiner aramäischen Mundart das «ist» gar nicht ausgesprochen haben kann, denn das Verb «sein» gibt es weder im aramäischen noch im hebräischen. So muss Jesus gesagt haben: «D a s – mein Leib!»

Weil Luther merkte, dass er dies nicht bedacht hatte und jetzt einer fundamentalistischen Ideologie überführt worden war, zerriss er in Wut alle Bindungen. Er rief verzweifelt: «Ihr habt einen andern Geist als wir!»...und anerkannte die Schweizer nicht als «Brüder»!

Ich verstehe, warum die ungeheure Verbreitung des evangelischen Glaubens nicht vom Luthertum, sondern von der reformierten Kraft zwinglianischer und calvinistischer Prägung ausgegangen ist.

Zwingli kam nicht nur aus sprachlichen Gründen, sondern auch als Folge seiner Toggenburger Herkunft zu einem pragmatischen Schluss. So verglich er das Abendmahl mit dem Bund der Eidgenossen: Sie sind nur solange Eidgenossen, wie sie ihren Bund halten und regelmässig wieder erneuern und beschwören.

10. Zwinglis Tod



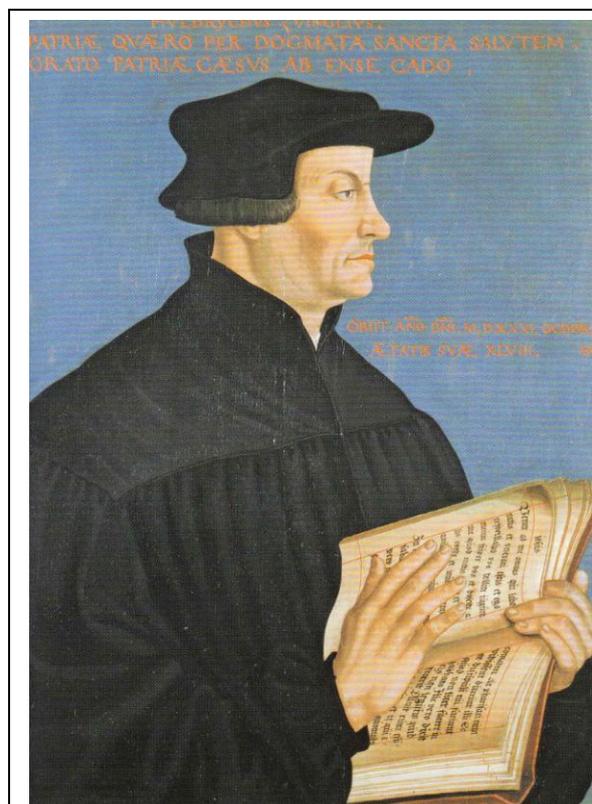
(Bild 9) Zwinglis Helm und Schwert

Zwinglis Predigt und Politik vermochten allerdings nicht, sich überall durchzusetzen. Mit jenen Miteidgenossen, die bei ihrem alten Glauben bleiben wollten, kam es zu immer ernsteren Spannungen und schliesslich zum Krieg: ein erstes Mal 1529 noch ohne Blutvergiessen, am 11. Oktober 1531 aber zur vernichtenden Niederlage Zürichs

bei der Schlacht von Kappel. Der Reformator fiel – laut Augenzeugen – «tapfer kämpfend».

Zwinglis Feinde vierteilten und verbrannten seinen Leib und streuten die Asche in alle Winde. Helm und Schwert von Huldrych Zwingli gelangten als eigentliche Kriegstrophäen ins Zeughaus Luzern. Als Zeichen der Versöhnung gaben die Luzerner nach dem Sonderbundskrieg von 1847 Helm und Schwert nach Zürich zurück, wo sie heute noch im Landesmuseum aufbewahrt werden.

Hans Asper hat Zwingli erst kurz nach seinem Tod gemalt, doch ist der Nachwelt sein Bild genauso in Erinnerung. Neben der «Katastrophe von Kappel» gab es aber auch das «Glück von Kappel». Die reformierten und die katholischen Eidgenossen schlossen in kurzer Zeit einen vernünftigen Frieden, der innen- und aussenpolitisch äusserst segensreich wirkte. Dank dem Verbleib von zwei Konfessionen wahrte die Schweiz im entsetzlichen Dreissigjährigen Krieg (1618–1648) die Neutralität und liess sich von keiner Partei in die europäischen Greuel hineinziehen.



(Bild 10) Zwingli nach Hans Asper, Zentralbibliothek Zürich

Das vom Toggenburger Zwingli begonnene Werk hielt nicht nur in Zürich und in der Eidgenossenschaft, es verbreitete sich in Europa und schliesslich in der gesamten Welt.

Das Bekenntnis des grössten Teils der evangelischen Christen geht letztlich auf den Toggenburger Huldrych Zwingli zurück.

Nirgendwo auf der Welt gibt es eine reformierte Bevölkerung, die nicht vergleichsweise in Freiheit, Demokratie, Wohlstand und Eigenverantwortung leben kann.¹

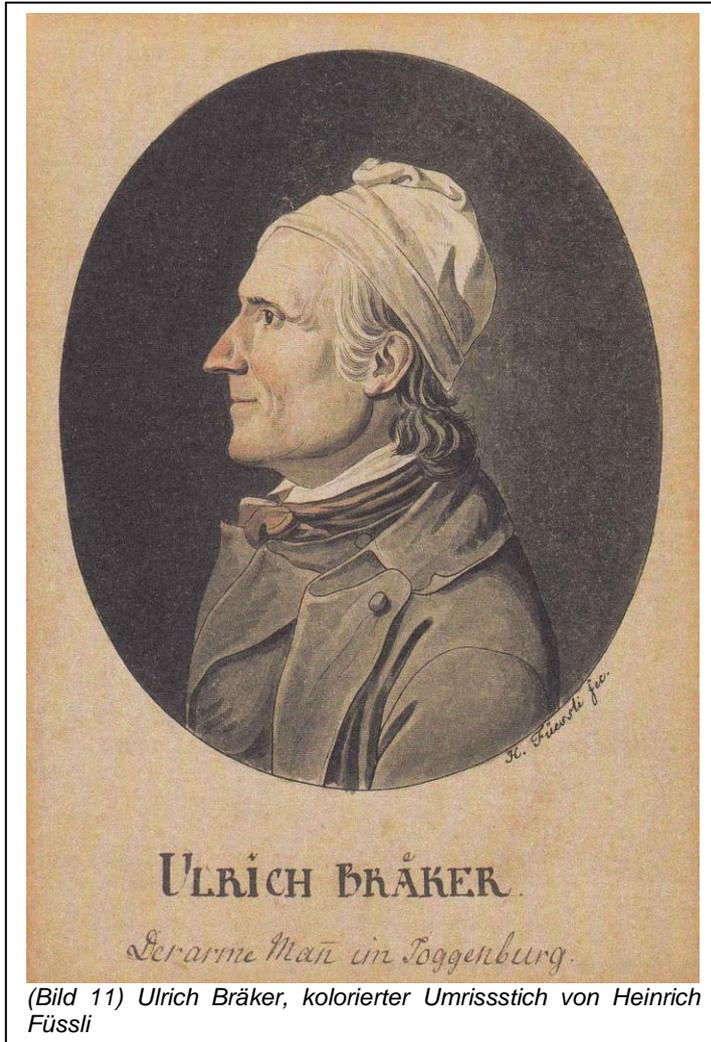
Oder wie es Sigmund Widmer in seiner Zürcher Geschichte festhielt: Dank der reformierten Theologie, in der die Arbeit eine hohe Aufwertung erfuhr, machte nicht nur der Kanton Zürich wirtschaftlich enorme Fortschritte. Zwinglis Botschaft lautete: «Die Arbeit ist ein gut göttlich Ding», so dass «wer arbeitet, äusserlich Gott mehr gleicht als sonst irgendetwas in der Welt» – dieses Ethos setzte sich dann vor allem im Calvinismus durch. Die Wirkung hält bis heute an. Widmer folgerte: «Es gibt kein Land mit einer reformierten Bevölkerungsschicht, das zu den Entwicklungsländern gezählt werden könnte. Der viel beklagte Nord-Süd-Konflikt, d.h. der Gegensatz von reichen, meist im Norden gelegenen und von armen, meist im Süden gelegenen Staaten, spiegelt deutlich die Annahme oder Ablehnung von Zwinglis Arbeitsethos.»

Zusammenfassend darf festgestellt werden: Huldrych Zwinglis welt-, gesellschafts- und ökonomische Bedeutung kann kaum genug geschätzt werden. Seine christliche Wurzeln, seine bäuerliche und politische Wesensart stammen aus dem Toggenburg.

Ich meine: das Toggenburg darf stolz sein auf ein solches Landeskind!

¹ Walther Köhler: Huldrych Zwingli. Leipzig 1943. – Oskar Farnet: Huldrych Zwingli. 4 Bde. Zürich 1943-1960. – Martin Haas: Huldrych Zwingli und seine Zeit. Zürich 1969. – Gottfried W. Locher: Die Zwinglische Reformation im Rahmen der europäischen Kirchengeschichte. Göttingen und Zürich 1979. – Sigmund Widmer: Zwingli 1484-1984. Zürich 1984. – Fritz Büsser: Huldrych Zwingli, in: Grosse Schweizer und Schweizerinnen. Erbe als Auftrag. Hg. von Erwin Jaeckle und Eduard Stäubli. Stäfa 1990, S. 44-54. – Ulrich Gäbler: Huldrych Zwingli: Eine Einführung in sein Leben und sein Werk. 3. Aufl. Zürich 2004.

III. Ulrich Bräker (1735–1798)



Rund 250 Jahre nach Zwingli lebte ein anderer Toggenburger von einmaliger Bedeutung. Im Gegensatz zu Huldrych Zwingli hatte er – zumindest vordergründig – keinen politischen Einfluss und gehörte in seiner Zeit keineswegs zu den massgebenden geistigen Köpfen: Ulrich Bräker, oder – laut Selbstbezeichnung – der «Arme Mann im Tockenburg».

Er war in seinem 18. Jahrhundert ein kleiner Mann von niedrigem Stand, der bescheiden lebte auf der Hochsteig ob Wattwil lebte. Ulrich Bräker war ein ganz normaler reformierter

Untertan des Fürstabtes von St. Gallen.

Den Lebensunterhalt verdiente er für sich und seine Familie als kleiner Baumwollunternehmer, besser gesagt wohl als Garnhausierer.

Zusätzlich bewirtschaftete er ein Bauerngütchen mit wenig Vieh, Gemüsebeeten und Kartoffelacker.

Dank der aufkommenden Textilheimindustrie konnte er schon etwas freier leben. Aber eines tat er vor allem: schreiben, schreiben, schreiben.

1. Die Zeit im Näppis



Ulrich Bräker wurde am 22. Dezember 1735 geboren und kommentierte dieses Ereignis später ebenso lapidar wie wahr: «Für mich ein wichtiger Tag.» Er hat als ältestes Kind die Anstandsfrist von neun Monaten nach Verehelichung der Eltern nicht eingehalten.

Dies war nicht unüblich, dürfte aber von der gestrengen Kirchgemeinde dennoch mit einer Geldstrafe belegt worden sein. Ulrich war also nicht besonders willkommen, und gemäss dem recht lieblosen Urteil des Vaters war er ein «armes, elendes Geschöpf gewesen; nichts als kleine Beinerchen, mit einem verschrumpften Häutchen überzogen».

Der Vater selber hätte sich nicht unglücklich geschätzt, wenn der Sohn gestorben wäre, denn die Haushaltung sei überladen und habe kein Vermögen.

Schon der Lebensstart war also wenig erfreulich. Bräkers Geburtsort bildete der kleine Weiler «Näppis» bei Schefftenau in der Gemeinde Wattwil. Wir verdanken dieses und die anderen Bräker-Bilder dem schönen Buch von Alois Stadler und Wolfgang Göldi von 1998. Der Vater bewirtschaftete mühsam sein kleines Gut mit drei Kühen und betrieb als Nebenerwerb das Salpetersieden.

2. Die Zeit in Krinau

Bräker war noch nicht sechsjährig, als die sechsköpfige Familie auf den verschuldeten Hof Dreischlatt in der Gemeinde Krinau zog, der immerhin acht Kühe ernährte.

Die Familie des kleinen Ulrich war geprägt von den Pietisten und ihrer innigen Frömmigkeit, auch wenn er vieles noch nicht verstand.



Seine Mutter war eine der ersten im Dorf, die nachts heimlich spann, um etwas hinzuzuverdienen. Obwohl auch die Kinder spinnen mussten, fehlte es am Allernötigsten.

Im neunten Lebensjahr wurde Ulrich Bräker Ziegenhirt, um die Kosten eines Hirtenjungen zu sparen. Er beaufsichtigte bis zu hundert Tiere, ging frühmorgens barfuss über kalte Felder und versuchte, über der Nebeldecke die Sonne zu erreichen.

Nur im Winter bestand die Möglichkeit, in der geheizten Stube des abgelegenen Gehöfts zu lesen.

Dann besuchte Ulrich Bräker sechs Jahre lang während nur zehn Wochen pro Jahr die Schule im Dorf Krinau.

Sein Lehrer hiess Jörg Brunner, und er konnte glücklicherweise lesen, was damals nicht bei allen Schulmeistern der Fall war. Das Schreiben aber brachte Bräker sich selber bei. Wenn man Bräkers Schriften liest, fragt man sich angesichts seiner «mageren Schulbildung» allerdings, was für Bildungserfolge wir heute mit den Milliarden teuren Bildungssystemen erreichen – trotz all der Pädagogik, Didaktik, Methodik und wie die gelehrten Fächer alle heissen...

Bald war das Hirtenleben vorbei und Bräker musste als Gehilfe des Vaters strengste Arbeit leisten, der sein eher schwacher Körper kaum gewachsen war. Am meisten genoss er die Winterabende mit Bibellektüre und frommen Andachtsbüchern. Der Pfarrer aus Krinau kam oft bei Vater Bräker vorbei und führte mit ihm lange theologische Streitgespräche.

Doch die Schulden nahmen überhand, die mittlerweile zehnköpfige Familie zog, ärmer als je zuvor, vom Dreischlatt weg nach Wattwil in eine elende Herberge. Ulrich verrichtete Knechtsdienste, während die jüngeren Geschwister etwas Geld mit Spinnen hinzuverdienten.

Er lernte die Gastwirtstochter Ännchen kennen und lieben. Zeitlebens sollte dieses Ännchen für Bräker das Ideal einer Frau verkörpern. Aber geheiratet hat sie einen andern!

3. Im Dienste des Preussenkönigs



(Bild 14) Schlacht bei Lobositz, 1756

Ein grossmäuliger, betrügerischer Nachbar versprach dem Zwanzigjährigen eine gute Ausbildung. Der arglose Ulrich wusste nicht, dass er gegen Geld als Soldat verschachert werden sollte und traf in Schaffhausen auf einen preussischen Werbeoffizier. Eine Fussreise führte ihn in 24 Tagen nach Berlin. Dort erlebte Ulrich Bräker den Soldatenalltag

als Rekrut. Die preussische Armee von Friedrich dem Zweiten galt damals militärisch als beste Armee der Welt. Und dennoch herrschten Hunger, Elend, Willkür und ständige Prügelstrafen.

Den von ihm erwarteten Eid für die fremde Militärmacht sprach Bräker bewusst nicht mit, denn das Heimweh nach dem Toggenburg beherrschte bereits sein Denken.

Doch Fahnenflucht und Desertion gehörten zu den schlimmsten, aber auch häufigsten Verbrechen der Zwangsrekrutierten. Die Strafe bestand im Spiessrutenlaufen, indem der Eingefangene mit nacktem Oberkörper und gefesselt durch eine Zweierreihe von Soldaten durchmarschieren musste und dabei durch salzdurchtränkte Hasel- oder Birkenruten fast oder ganz zu Tode geprügelt wurde.

Bräker war fassungsloser Augenzeuge solch grausamer Prozeduren. Nirgendwo sind Bräkers Schilderungen eindringlicher als bei dieser Militär- und Kriegszeit.

1756 ging's in den Siebenjährigen Krieg, an dessen Beginn Bräker teilnahm. Nach zwanzigtägigem Fussmarsch und ständiger Plünderung rückt der Toggenburger Bräker mit 60'000 anderen Soldaten ins völlig überrumpelte Sachsen ein.

Sein Sinn aber war nur auf eines gerichtet: «Fort, fort! Heim ins Vaterland!»

Am Morgen des 1. Oktober 1756 kam es im böhmischen Lobositz zur Schlacht gegen die Österreicher. Bräker beschrieb ohne jeden Stolz und ohne Verherrlichung seine Todesangst. Ohne jede Prahlerei sprach er von seinen abgegebenen sechzig Schüssen, die keine Menschenseele trafen.

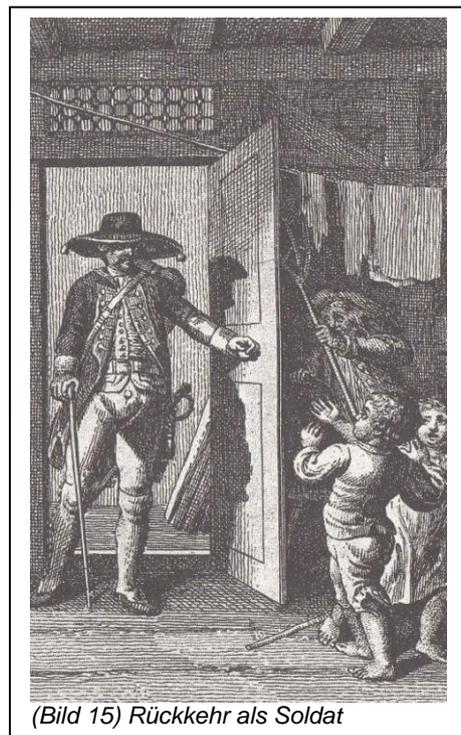
Er überschrieb dieses Kriegskapitel mit den Worten: «Wo nicht mit Ehren gefochten – doch glücklich entronnen.» Eine Verletzung vortäuschend, setzte sich Bräker zu den Österreichern ab, wobei ihn ungarische Panduren zwar nicht verstanden, aber mit Schnaps und Tabak beschenkten. Über Prag und Regensburg marschierte Bräker zurück ins Toggenburg.

4. Wieder im Toggenburg / Heirat

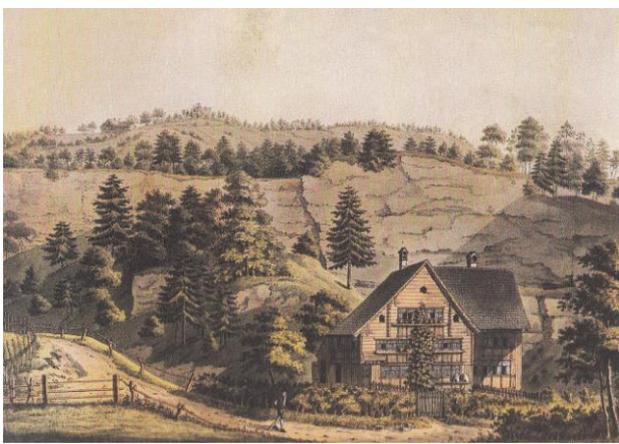
Das Erschrecken der Eltern und Geschwister beim Eintreffen des Soldaten hat der Winterthurer Künstler Johann Rudolf Schellenberg eindrücklich in Kupfer gestochen. Bräker ging es wie im Lied «Im Aargäu sind zwöi Liebi». Das geliebte Ännchen hatte seine Rückkehr nicht abgewartet und sich bereits verheiratet.

Was sollte er nun mit seinem jungen Leben anfangen? Gerne hätte er eine Frau nach freier Wahl genommen, doch da sich die grosse Liebe nicht einstellte, wählte er nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten ein – wie er sagte – «Mädchen von hundert Gulden».

Nichts entschied Bräkers Leben so sehr wie die Wahl dieser Ehefrau, die nicht mit einem stinkenden Salpetersieder, sondern mit einem Garnhändler Tisch und Bett teilen wollte. Man warnte ihn, sie sei verzweifelt böse, und er merkte bald selber, «dass sie gern den Herr und Meister spiele».



5. Bräker im Hochsteig ob Wattwil / Ehedrama



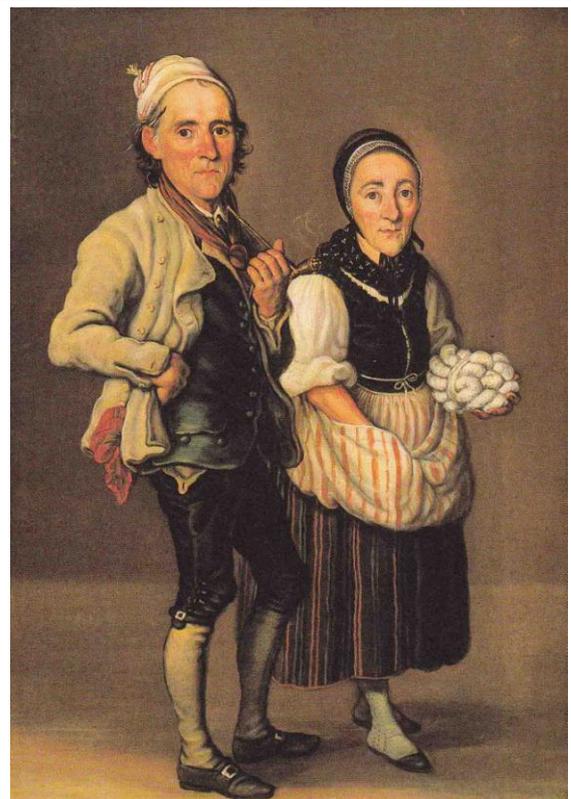
(Bild 16) Hochsteig ob Wattwil

Seine Frau – Salome Ambühl – wollte, dass Bräker ein Haus besitze, wozu er sich um tausend Gulden verschulden musste.

Zu Bräkers Enttäuschung merkte er, dass Salome gar nicht schreiben konnte und ihre Briefe durch einen Nachbarn hatte schreiben lassen. Bräker schrieb über die Hochzeit: «So

nahm meine Freyheit ein Ende, und das Zanken gleich den ersten Tag seinen Anfang – und währt noch bis auf den heutigen.»

Dem in der Schweiz herumreisenden Maler Joseph Reinhard und dem Historischen Museum Bern verdanken wir dieses Bild der Eheleute Bräker aus dem Jahr 1793. Dank Bräkers Aufzeichnungen, die in den letzten Jahren wieder neu erschienen sind, haben wir Einblick in ein jahrzehntelanges Ehedrama eines wenig zueinander passenden Paares.



(Bild 17) Bräker und Ehefrau Salome Bräker-Ambühl

Gewiss, wir kennen nur die Sicht des Mannes, wonach ihm seine Salome als hysterische Xanthippe das Leben zur Pein machte, ständig laut zeterte, keinerlei Verständnis für seine literarischen Interessen aufbrachte, seinen mangelnden Geschäftssinn wie seine angebliche Verschwendungssucht kritisierte, seine Erziehungsauffassungen hinterfragte und seine allmählich offeneren religiösen Auffassungen ausschimpfte. So schrieb er im Hinblick auf sein Leben nach dem Tod:

«Bester Vater! In deinem Hause sind viele Wohnungen; also hast du gewiss auch mir ein stilles Winkelgen bestimmt. Auch meinem Weibe ordne ein artiges – nur nicht zu nahe bey dem meinigen.»

Meine Damen und Herren, es lohnt sich, Bräkers «Der arme Man im Tockenburg» zu lesen, und auch das seit 1768 erhaltene Tagebuch ist es wert. Beides gibt einen einzigartigen Einblick ins Alltags- und Gefühlsleben einfacher Menschen vor 250 Jahren, die sonst in der Regel nicht schrieben. Der Gerechtigkeit halber müssen wir **aber** festhalten, dass auch die ernste Gattin Salome mit ihrem leichtlebigeren Ulrich nicht eine sehr leichte Bürde trug. Zweifellos vernachlässigte er seinen Beruf und befasste sich mit der brotlosen Schriftstellerei, während sie zuschauen musste, wie sie die sieben Kinder durchbrachte. Bräkers Geselligkeit im Wirtshaus, sein zeitweiser Kampf gegen den Alkohol, seine Freude an anderen Frauen und seine Reiselust waren für sie begreifliche Steine des Anstosses.

6. Tagebuch



(Bild 18) Titelblatt des
Tagebuchs von 1771

1767 kam Bräker die Idee, «Ein Wort der Vermahnung» an sich selber und an die Seinigen zu richten. Er begann seinen ersten erhaltenen schriftstellerischen Versuch mit zierlich gemalten Buchstaben. Sein – wie Sie hier den Jahrgang 1771 sehen – kunstvoll gestaltetes Tagebuch zählte am Schluss 3000 Seiten!

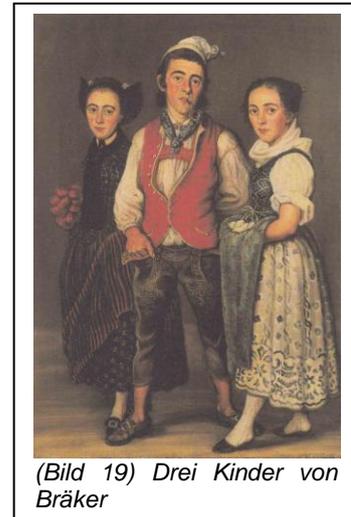
Durch die Fürsprache des Wattwiler Pfarrers, Johann Ludwig Ambühl, der sich selbst aus ärmlichen Verhältnissen hochgearbeitet hatte, konnte Bräker erstmals in Zeitschriften veröffentlichen.

7. Das Toggenburg und die Baumwollindustrie

In kurzer Zeit veränderte damals die Baumwollindustrie das gesamte Toggenburg. Aus der textilen Nebenbeschäftigung wurde für viele die Landwirtschaft zur Nebensache. Doch Bräker brachte es nie zum richtigen Kaufmann; die Abhängigkeit von der Konjunktur brachte es mit sich, dass es ihm zuweilen recht anständig, oft genug aber wieder schlecht erging. So flüchtete er sich gerne ins Tagebuch, wo er festhielt: «Die Welt ist mir zu eng, da schaff' ich mir dann eine neue in meinem Kopf.» Die schönste Zeit bedeuteten für Bräker die stillen Nachtstunden, in denen er ungestört las und schrieb.

8. Bräker und seine Kinder

Angesichts seiner lieblosen Ehe wandte Bräker seine ganze Zärtlichkeit und Liebe den Kindern zu. Wir sehen auf diesem Ölbild von Joseph Reinhard im Bernischen Historischen Museum Susanna Barbara, Johannes und Anna Maria. Er bekannte einmal, ohne Kinder hätte er sein Familienleben nicht ertragen. Doch ausgerechnet die beiden geistig regsamsten Kinder raffte 1771 eine Ruhr-Epidemie dahin. Ein 17-jähriger Knabe fiel der Tuberkulose zum Opfer. Da seine Frau ihn auch vor den Kindern herabsetzte, hatte er kaum Autorität über seinen Nachwuchs.



(Bild 19) Drei Kinder von Bräker

9. Bräkers internationale Anerkennung



(Bild 20) Gedruckte Lebensgeschichte

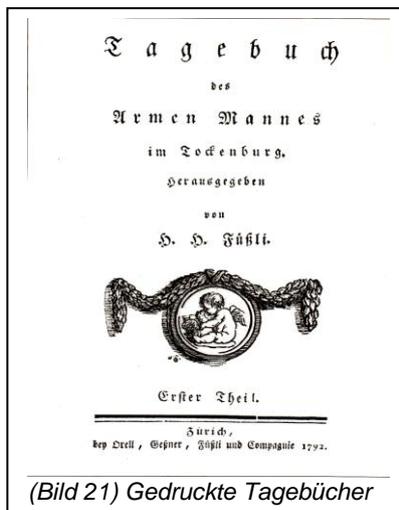
Mehrere Jahre arbeitete Bräker an seiner Lebensgeschichte. 1789 erfolgte das wohl bedeutsamste Ereignis in seinem Leben: Die bekannte Zürcher Druckerei Orell, Gessner, Füssli & Co., die heute noch besteht und sogar die Banknoten für die Schweiz und manche andere Länder druckt, veröffentlichte Bräkers Autobiografie. Die Rezensionen im In- und Ausland waren begeistert. Man rühmte das Authentische der Naturschilderung, die Originalität der

Sprache, das Wahre der Beobachtungen, das Unverfälschte der Überlegungen und den echten, ungesuchten Witz. Bräker war auf einen Schlag in den Kreis der echten Schriftsteller aufgestiegen. Dies tat seinem Selbstbewusstsein gut.

Da andere Zeitungen damals ungeniert nachdruckten, verbreitete sich im Toggenburg wie ein Lauffeuer die Nachricht, Bräker stehe in den Zeitungen, wo sonst nur Diebe und Spitzbuben erwähnt würden. Dies zog ihm viel Schimpf und Spott zu.

Angespornt vom grossen Erfolg wagte der Verleger Heinrich Füssli 1789 die Veröffentlichung als Buch. Bräker erhielt ein Honorar von 40 neuen Talern und wünschte, dass die Auszahlung in Anwesenheit seiner Frau erfolge. Fortan wusste auch Salome, dass mit Schreiben Geld zu verdienen war, und schimpfte etwas weniger.

10. Gedruckte Tagebücher



(Bild 21) Gedruckte Tagebücher

Im Frühjahr 1793 endlich veröffentlichte Füssli Auszüge aus Bräkers Tagebüchern, doch die Aufnahme durch die Rezensenten war jetzt weit weniger freundlich. Was sie vorher gelobt hatten, tadelten sie jetzt. «Schuster, bleib bei Deinen Leisten», lautete ihr Fazit, und es könne doch nicht jeder Mitmensch seine mehr oder weniger spannenden Alltagsergüsse veröffentlichen.

Ulrich Bräker erlebte also alles, was ein Schriftstellerleben ausmacht: die Freude über das erstes Buch und das Honorar, aber auch den Ärger mit Verleger und Rezensenten.

11. Shakespeare als Vorbild

Wer schreibt, braucht ein Vorbild, und das grösste Vorbild für Ulrich Bräker war William Shakespeare. Er las die ausgeliehenen Bände der Toggenburgischen Moralischen Gesellschaft in deutscher Übersetzung und beurteilte den englischen Dramatiker als grössten aller Dichter. Bräkers eigenes Lustspiel «Die Gerichtsnacht oder was ihr wollt» ist stark vom englischen Vorbild beeinflusst und zeigt einen szenischen Bilderbogen aus dem bäuerlichen Alltag, wobei Bräker wiederum viel Autobiographisches verarbeitete. Zum 200. Todestag sprach mich ein junger Toggenburger Kollege im Nationalratssaal an, er sei der arme Mann im Toggenburg und würde sich über eine milde Gabe eines Zürcher Förderers freuen. Toni Brunner und viele andere Beteiligten brachten 1998 zustande, dass die «Gerichtsnacht» in einem Shakespeare-Theater aufgeführt werden konnte. Das Theater steht heute im Freizeitpark in Rust, denn die Toggenburger wollten es nicht behalten. Sie waren zwar nicht zu arm, aber zu sparsam...

12. Toggenburgs Befreiung und Bräkers Tod

Bräker wurde auch Opfer der politischen Zustände, wie sie nach der französischen Revolution Europa trafen. In den 1790er Jahren ging es ihm wirtschaftlich wieder miserabel. Durch die nun herrschenden Kriege geriet der Absatz der textilen Heimarbeit ins Stocken. Der Anbau einer Wohnung für einen Sohn zwang ihn zum Schuldenmachen. Bräker berichtete über die Reaktion seiner Gattin wie folgt: «Wann ich ihr dann meine Schulden beichtete – Herr Jemini –

dann ging das Lamentieren an – Wo hasts hingethan – Hasts Lumpen angehängt – hasts versoffen – sag – wo ist das Geld hingekommen?»



Nun versuchte Bräker mit seinem ebenfalls mittellosen Glarner Schwiegersohn, eine kleine Fabrik zum Tücherdrucken zu gründen, was wiederum fehlschlug und ihn zum Gespött machte, er wolle sich als «Fabrikant» über seine Dorfgenossen erhöhen.

Der Traum, einen Verleger in Deutschland zu finden, erfüllte sich nicht.



(Bild 23) Der alte Bräker,
anonym, um 1795

Das häusliche Ungemach wurde gegen Ende von Bräkers Leben leider nicht kleiner. Immer öfter suchte er Trost im gebrannten Wasser. Seine älteste Tochter Anna Katharina landet egemeinsam mit ihrem Mann wegen Betrügerei im St. Galler Gefängnis, was einer furchtbaren Schande gleichkam.

Im ausgehenden Sommer des Jahres 1798, in der beginnenden Helvetischen Republik, verstarb Ulrich Bräker. Das genaue Todesdatum bleibt unbekannt. Bekannt aber und vielfach immer noch neu zu entdecken bleibt das Werk des kleinen Toggenburgers, der es aus eigener Geisteskraft zu so viel Grösse gebracht hat.

13. Bräker und die Stadt Zürich

Bräker beschrieb alles, was er um sich herum und an sich selber beobachtete. Und er verschlang alle Bücher, denen er habhaft wurde. Doch ohne die Stadt Zürich würden wir heute – wie damals bei Zwingli – das Wirken des Toggenburgers Bräker nicht kennen. Es war der Stadtzürcher Gelehrte Johann Jakob Bodmer, der bei einer Gruppe seiner Schüler das Interesse für die einfache Landbevölkerung geweckt hatte. Man war mit guten Gründen der Meinung, diese lebe viel näher bei der Natur, habe bessere Ansichten und Sitten bewahrt und sei trotz weniger Bildung geistig keineswegs zurückgeblieben. Es herrschte bei der Obrigkeit die Ansicht, eine gesunde Landwirtschaft bilde die Grundlage der Nation. Der Zürcher Stadtarzt Johann Kaspar Hirzel etwa beschrieb das Leben des Bauern Kleinjogg Guyer, eines «philosophischen Bauern», und erzielte damit einen europäischen Erfolg. Der Zürcher Verleger Johann Heinrich Füssli wurde auf Bräker aufmerksam und veröffentlichte dessen «Lebensgeschichte und natürliche Abentheuer». Als «Armer Mann im Tockenburg» wurde Bräker mit einem Schlag bekannt, gelesen und besprochen. Ulrich Bräker wurde mit dieser Autobiografie Teil der grossen Literaturgeschichte.

Denn es gibt kaum einen ähnlich lebens- und wirklichkeitsnahen Einblick in das Leben der einfachen Landbevölkerung, die im 18. Jahrhundert kaum eine Stimme hatte. Als Teil dieser Bevölkerung ist Bräker noch authentischer als Jeremias Gotthelf, der als Pfarrer der Berner Obrigkeit das Ohr ebenfalls ganz nahe am Landvolk hatte und zum vielleicht

bedeutendsten
Beschreiber des
Alltagslebens im 19.
Jahrhundert wurde.²



(Bild 24) Stadt Zürich im 18. Jahrhundert

² 1 Samuel Voellmy (Hg.): *Leben und Schriften Ulrich Bräkers, des Armen Mannes im Toggenburg*. 3 Bde. Basel 1945. - Samuel Voellmy und Heinz Weder (Hg.): *Ulrich Bräker. Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg*. Zürich 1978. - Peter Wegelin (Hg.): *Ulrich Bräker. Die Tagebücher des Armen Mannes im Toggenburg als Geschichtsquelle*. St. Gallen 1978. - Christian Holliger u.a. (Hg.): *Chronik Ulrich Bräker*. Bern 1985. - Holger Böning: *Ulrich Bräker, der Arme Mann aus dem Toggenburg*. Zürich 1998. - Alois Stadler, Wolfgang Göldi: *Heriemi – welch eine Freyheit. Ulrich Bräker über «Himmel, Erde und Höll»*. Illustriert mit Bildern aus seiner Zeit. Zürich 1998. - Ulrich Bräker: *Gesammelte Schriften*. 5 Bde. München 1998-2010. - Susanne Hoffmann: *Gesundheit und Krankheit bei Ulrich Bräker (1735-1798)*. Zürich 2005. - Dennis Barkmin: *Ulrich Bräker. Ein Vorbild im Zeitalter der Globalisierung?* Stuttgart 2009.

IV. Babeli Giezendanner (1831–1905)

1. Einleitung

Babeli Giezendanner, oder – wie sie im Toggenburg heisst – «s’Gizendanners Babeli», ist auch über hundert Jahre nach ihrem Tod noch immer erstaunlich lebendig. Ja, durch ihre Kunst lebt sie im 21. Jahrhundert erst richtig auf.

In mancher Bauernstube hängt heute noch ein Originalbild dieser bemerkenswerten Künstlerin. Als einzige Frau unter zahlreichen Bauernmalern ihrer Region gelang es ihr in einem harten Witwenleben, ein äusserst vielfältiges, eigenständiges Werk von bleibendem Wert zu hinterlassen.

Die an verschiedensten öffentlichen und privaten Orten bewahrten Bilder, Aquarelle, Zeichnungen und Kalendereinträge sind schwer zu ordnen. Babeli Giezendanner verzichtete bei fast allen ihren Arbeiten auf Datierung und Signatur.

Es ist das Verdienst des Historikers Hans Büchler, Leiter des Toggenburger Regionalmuseums in Lichtensteig, in zehnjähriger akribischer Kleinarbeit das Wissen über Leben und Werk von Babeli Giezendanner 2004 in einem prachtvollen Buch vorgelegt zu haben.³

Wer sich an den wunderschönen Bildern erfreuen will, blättert mit grossem Gewinn durch diese Farbseiten.

³ Hans Büchler: Babeli. Heimat, Leben und Werk der Bauernmalerin Anna Barbara Aemisegger-Giezendanner. Wattwil 2004.

Bereits 1937 – als sich die Schweiz angesichts der umgebenden Diktaturen zunehmend auf ihre Werte und Traditionen zurückbesann – veröffentlichte der St. Galler Mittelschullehrer Otmar Widmer einen Artikel über «s'Giezendanners Babeli» im Fremdenblatt «Das Toggenburg».

Als die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde ihre Jahresversammlung 1942 in Wil durchführte, kam es zu einer Exkursion ins Städtchen

Lichtensteig. Im dortigen Toggenburger Museum hatten Albert Edelman, Heinrich Edelman und Josef Fust eine Ausstellung von über 50 Werken Babelis zusammengestellt.



Hier eines der typischen Babeli-Bilder: Alpabfahrt und Churfirsten, das hat die Malerin ihr ganzes Leben lang gepackt.

Die Kunsthistoriker nannten Künstler wie Babeli zuerst «Naive»; heute verwendet man eher das französische Wort «art brut», also «rohe» oder «unverbildete» Kunst von Nichtausgebildeten. An Berühmtheit für Babelis Bilder fehlt es heute nicht mehr. Diese sind eigentlich an allen Ausstellungen und Auktionen über die Toggenburger und Appenzeller Bauernmalerei zu finden!

2. Das Leben von Babeli

Wer nach Babelis Lebenslauf sucht, ist stets auf Erzählungen und Anekdoten angewiesen, denn sie hinterliess keinerlei schriftliche Aufzeichnungen zum Persönlichen. Also musste ihre Lebensgeschichte mühsam durch die vorhandenen Zeugnisse und mündlichen Überlieferungen wie ein Mosaik zusammengetragen werden.



(Bild 26) Fotografie der Eltern

Babeli Giezendanners väterliche Vorfahren lebten seit Generationen auf Höfen im Wintersberg und Bendel in der Gemeinde Kappel.

Vater Josef Giezendanner – vermählt mit Anna Barbara, geborene Brunner aus Wattwil – arbeitete als Bauer und zeitweise als Lehrer.

Die Fotografie zeigt ein gutbürgerliches, geistig aufgewecktes Paar, wobei Vater Josef sich vor der Kamera sichtlich bemühte, als intellektueller Schulmeister mit Brille und Notizbuch verewigt zu werden.

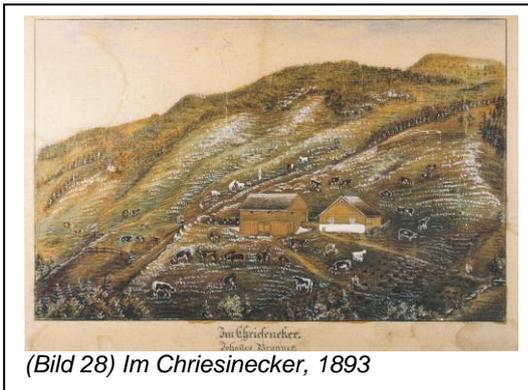
Als drittes Mädchen wurde 1831 – also 300 Jahre nach Zwinglis Todesjahr – Anna Barbara, genannt Babeli, geboren. Sie erhielt später eine Ausbildung im Schreiben und Zeichnen vom Vater, der in dieser Beziehung ebenfalls einige Begabung besass.

Wahrscheinlich wurde Babeli in diesem Gebäude rechts vor dem heute noch bestehenden Restaurant «Sternen» im Bendel, Ebnat-Kappel, geboren. Gleich dahinter, hier genau in der Bildmitte, befindet sich das Wohnhaus der heute unter uns weilenden Familie Liny und Werner Brunner, die uns für diesen



(Bild 27) Geburtshaus von Babeli im Bendel

Anlass in verdankenswerter Weise dieses Originalbild zur Verfügung stellen:



Das Aquarell mit Deckweiss auf Papier zeigt die teilweise beschneite Alp Chriesinecker im oberen Neckertal, und zwar auf der Toggenburger Seite.

Eine Anschrift in schwarzer Tusche zeugt von der Örtlichkeit. Ausnahmsweise findet sich hier unten rechts sogar eine Datierung auf das Jahr 1893. Das eindrückliche Alpbild

mit Gebäuden, Braunvieh, Ziegen und vereinzelt Menschen ist in den für Babeli typischen dunkelgrün-dunkelgelblichen zarten Aquarellfarben gehalten, wobei die Farben durch den von ihr verwendeten Lack beträchtlich nachgedunkelt haben.

Es erfolgten mehrere Umzüge der Familie Giezendanner und die Geburten einer schliesslich neunköpfigen Kinderschar mit verschiedenen, teilweise tragischen Schicksalen.

Als Gemeinderat von Kappel genoss Vater Johannes zweifellos ein gewisses Ansehen und baute auch Häuser im brandzerstörten Dorf.

3. Babelis Ehejahre / Tod des Ehemanns

1861 heiratete die mittlerweile dreissigjährige Barbara Giezendanner den vier Jahre jüngeren Schuhmachermeister Ulrich Aemisegger aus Hemberg. Die Heirat führte dazu, dass Babeli das Hemberger Bürgerrecht erhielt, was für ihre letzten Lebensjahre verhängnisvoll werden sollte.

1873 kam es zum tragischen Unfalltod des Mannes: In Wattwil auf der Stör, wollte er wie üblich über das Wochenende ins Familienwohnhaus in der oberen Färch zurückkehren, kam dort aber nie an. Erst nach drei Monaten, im Frühling nach der Schneeschmelze, fand man die Leiche von Ulrich Aemisegger in der Nähe des Bahnhofs Wattwil. Er hatte die verschneite Thurbrücke verfehlt und war ertrunken.

4. Die Witwe

Drei Jahre verblieb die verwitwete Barbara mit den Söhnen Johannes, Jakob und Ulrich auf ihrem Haus in der oberen Färch, einer Kappeler Bergliegenschaft oberhalb der Girlen auf 950 Metern Höhe.

1876 verkaufte sie das Anwesen an den Meistbietenden, der ihren 13-jährigen Ältesten gleich als Knecht behielt.

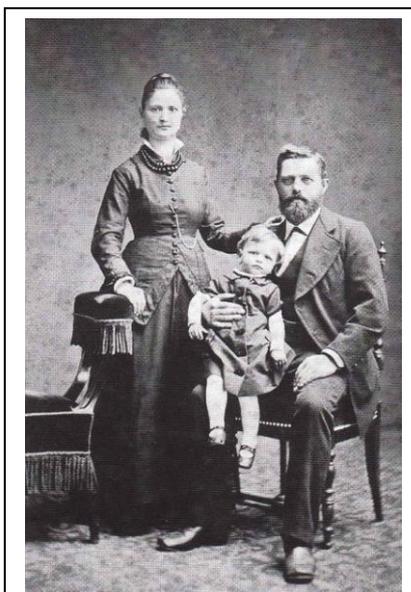


(Bild 29) Haus im oberen Färch

Babeli packte ihre Habseligkeiten samt den beiden Webstühlen und begann mit den zwei jüngeren Knaben eine Wanderschaft in verschiedenen Haushaltungen in Ebnet und Kappel. Sie ernährte sich und die Kinder vor allem mit Weben und mit malerischen Auftragsarbeiten. Sie arbeitete auch für die Lithografieanstalt von Johann Georg Schmied in Lichtensteig und zog mit dort entstandenen und eigenen Bildern als Hausierererin von Hof zu Hof.

Die grossen Distanzen legte sie barfuss zurück.

5. Bei Bruder Abraham und im Armenhaus



(Bild 30) Bruder Abraham Giezen-
danner mit Gattin in Rheineck

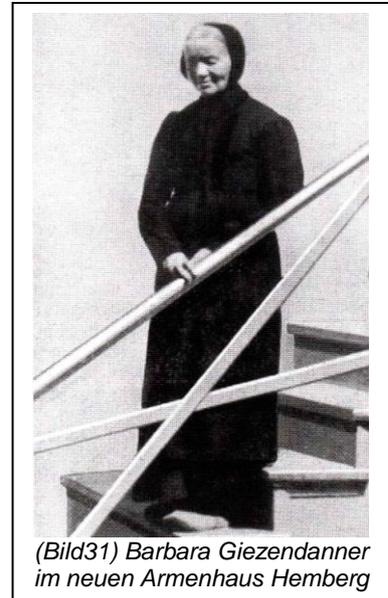
Bei ihrem Bruder Abraham Giezendanner, Kaufmann und Wirt des Gasthauses «zur Toggenburg» in Rheineck, fand die bedrängte Witwe Barbara Aemisegger mehrmals Unterkunft und Unterstützung. 1901 fasste Babeli den Entschluss, dauernd beim Bruder unterzukommen.

Nach fast drei Jahren in Rheineck wollte sie diesem aber nicht mehr zur Last fallen. Sie musste als Hemberger Bürgerin demnach ins miserable Armenhaus Hemberg ziehen. Der Gang zur Armenbehörde bedeutete damals eine ungeheure Schmach.

Die Mahlzeiten waren dort gemäss einem Visitationsbericht von 1873 kärglich, die Hemden durften alle zwei Wochen gewechselt werden. Wer sich nicht wohlverhielt, erhielt zur Strafe Prügel oder wurde in ein dunkles Arrestloch gesteckt.

Dies war der Ort, wo Barbara Aemisegger-Giezen-danner nach 1904 die letzte Lebensperiode verbringen sollte.

Immerhin erlebte sie ganz zuletzt doch noch menschenwürdigere Zustände: Sie konnte ins neu erbaute Hemberger Armenhaus im Bächli an der Strasse nach Schönengrund umziehen. Dort entstand auch diese einzige Fotografie der 75-jährigen Barbara; sie war rüstig bis ins Alter.



*(Bild31) Barbara Giezendanner
im neuen Armenhaus Hemberg*

6. Babelis Tod

Im Oktober 1905 endete ihr von Ruhelosigkeit, Arbeit und Armut geprägtes Leben. Sie hatte sich nach späterer Auskunft ihres Sohnes Johannes bis zuletzt ein ungebrochenes Gottvertrauen bewahrt.

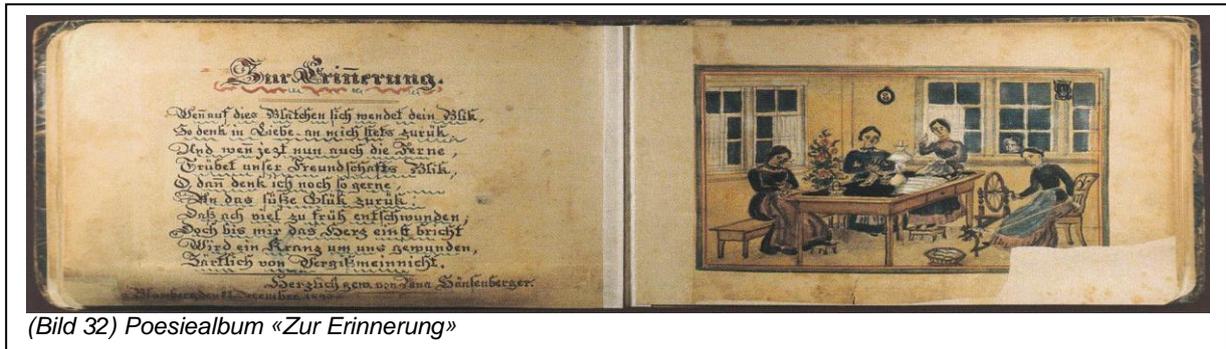
Auch ihre drei Söhne vermochten nicht aus der wirtschaftlichen Not herauszukommen. Johannes verdingte sich als Tagelöhner und verstarb 1941 kinderlos im Armenhaus Hemberg.

Jakob zog als Soldat in den niederländischen Kolonialdienst und gab 1906 sein letztes briefliches Lebenszeichen.

Der dritte Sohn Ulrich war Tagelöhner und blieb nach seinem frühen Wegzug spurlos verschollen.

Babeli Giezendanner hat also zwei ihrer drei Söhne schon in jungen Jahren für immer verloren. Dass dies ohne offizielle Todesnachricht geschah, dürfte ihr Mutterschicksal noch härter gemacht haben.

7. Babelis Bilder



Dennoch bleiben aus dem uns traurig stimmenden Leben von Babeli Giezendanner ihre Bilder voll Ausdruck, Farbe und froher Stimmung.

Dieses Poesiealbum für Susette Schälbaum in Kappel zeigt Frauen in trautem Kreis beim Spinnen und Stricken.

Möglicherweise versank Babeli bei der Illustration der Poesiealben in eine Traumwelt ohne materielle Sorgen ums Nötigste und ohne Angst vor dem Armenhaus.



Aus dem Museum Ackerhaus in Ebnat-Kappel stammt diese Darstellung des damaligen Bauern- und Wirtshauses «Zur frohen Aussicht» auf Dicken oberhalb Ebnat.

Da dieses Haus 1924 vollständig abgebrannt ist, hat das exakt ausgeführte, perspektivsichere und künstlerisch dennoch ausdrucksstarke Bild auch noch dokumentarischen Charakter. Sie werden das Original von nur 15 mal 23 Zentimeter im Anschluss dank dem Entgegenkommen der Gemeinde Ebnat-Kappel sehen können.

Als junge Frau und Jungvermählte hat Barbara Aemisegger-Giezendanner in den späten 1850er und frühen 1860er Jahren vor allem wirklichkeitsnahe Dorf- und Landschaftsansichten, so genannte Veduten, entworfen. Sie arbeitete auf einem Feldstühlchen in der Natur, wobei die Bilder nicht auf einer Staffelei entstanden, sondern auf einem Juttesack auf den Knien.

In solchen Hausansichten zeigt sich ein gestiegenes Selbstbewusstsein und ein gewisser Stolz der bäuerlich-gewerblichen Auftraggeber auf ihr Eigentum an den Wohnstätten und deren Umgebung.



(Bild 34) *Alpfahrt mit Churfürsten und Alvier*
(Ackerhaus Ebnat Kappel)

Die Landwirtschaft war fester, wenn auch ungeliebter Teil von Babeli Giezendanners Leben. Darum kannte sie den bäuerlichen Alltag. Als Besitzer eines eindrucklichen Viehbestandes hatten die Toggenburger Bauern das Bedürfnis, diesen als Beleg von Sicherheit und Wohlstand abbilden und präsentieren zu lassen. Und kaum jemand konnte dies besser als Babeli.

Sie war wie alle Bauernmaler nicht bäuerliche Malerin, sondern Malerin des Bäuerlichen.

Und sie hielt bei ihren Senntumsbildern nicht den langweiligen Alltag fest, sondern den festlichen Moment der Alpfahrt und somit das Einmalige, freudig Ersehnte im ansonsten eintönigen Jahreslauf.

Auf ihren schönsten Senntumsbildern zeigt sie aber die gesamte Alpfahrt in der grossartigen Toggenburger Landschaft. Auch dieses Aquarell kann als Leihgabe des Ackerhauses Ebnat-Kappel im Anschluss bestaunt werden.

Die Komposition mit der Anschrift «Der Sämtis von der Nordseite» umfasst das stattliche Format von 33 mal 45 Zentimeter. Wir nähern uns jetzt – wie ich meine – dem Höhepunkt von Babelis Schaffen.



(Bild 35) *Alpleben vor Sämtiskette*
(Sammlung Eppenberger)

Dieses Aquarell stammt aus der ausgezeichneten Sammlung meiner früheren Nationalratskollegin Susi Eppenberger und ihrem Mann, dem Tierarzt Willi Eppenberger, aus Wildhaus. Wir sind dem Ehepaar Eppenberger zu grossem Dank verpflichtet, dass wir heute vier ihrer schönsten Babeli-Bilder im Original sehen dürfen. Das hier gezeigte Bild soll bis Mitte der 1950er Jahre

neben andern in der Wirtsstube «Zur Toggenburg» in Rheineck gegangen haben. Wir sehen vor der eindrücklichen Alpstein-Kulisse das Sennertumsleben, für diesmal ohne Kühe, aber mit beladenen Maultieren und Ziegen.



(Bild 36) Alpfahrt und Sennerei mit Churfürsten
(Sammlung Eppenberger)

Ebenfalls zu den Höhepunkten ihres künstlerischen Schaffens gehört dieses Aquarell von 32 auf 47 Zentimeter mit dem Titel «Der Einzug der Sennen mit dem Vieh auf die hohen Alpen». Eingerahmt von zwei Hügeln erkennen wir die Churfürstentumskette, und davor entfaltet sich das ganze Panorama eines wohlgeordneten Alpaufzugs. Ziegen, Braunvieh – als Glücksbringer

durchsetzt mit «Schägg», «Blüem» und «Gurt» –, die Sennen in Sonntagstracht und prominent im Bildvordergrund als Abschluss hinter dem bepackten Saumtier der Bauer (und mögliche Auftraggeber des Bildes). Dank der einzigartigen, nur für Babeli typischen Erfindung der Entfernung der Aussenwand von Alpgebäuden sehen wir links in die Stallung, wo gemolken wird, und daneben in die Käserei mit holzbefeuertem Käsekessi und Butterrührfass. Rechts daneben erkennen wir vornehm gekleidete Touristen, die dem Zug zuschauen. Rechts haben einzelne Sennen mit Glocken ihr Ziel erreicht und dürften ihr Johlen bereits begonnen haben. Die gesamte Komposition und die fast unendliche Suche nach immer neuen Details macht die einmalige Kunst Babelis aus.

Babeli arbeitete fast nur mit Bleistift, Aquarellfarben und Deckweiss. Dies ergab die einzigartige zarte Transparenz ihrer Bilder – den typischen «Babeli-Stil». Sie setzte die Perspektive gekonnt und erreichte damit eine realistische Wiedergabe des Bildgegenstands. Warum wirken diese Malereien auf uns so zeitlos? Ich glaube, es ist darum, weil das bäuerliche Brauchtum im Toggenburg zeitlos ist. Was wir hier sehen, war damals und ist heute noch nicht Kulisse für nostalgische Umzüge. Sondern gelebte, durchs ganze Jahr gepflegte Tradition, die von einer Generation zur nächsten überliefert wird. Wir touristischen Zuschauer aus dem Unterland sind zwar gern geduldete Zaungäste. Aber die Alpfahrten veranstalten die Toggenburger Sennen- und Bergbauernfamilien nicht für uns, sondern für sich selber. Und das ist gut so – und soll auch so bleiben.

V. Zum Schluss

Wahrhaftig, es sind drei ganz unterschiedliche, aber je in ihrer Art beeindruckende Toggenburger Persönlichkeiten an uns vorbeigezogen. Drei Persönlichkeiten, die aus dem Toggenburger Boden gewachsen sind.

Sie haben allen Grund, meine Damen und Herren, auf das Toggenburg stolz zu sein und dieser schönen Talschaft Sorge zu tragen. Nicht als steriler Naturpark! Sondern als lebendige Region mit quicklebendigen Menschen, die auch in Zukunft Gutes und Bleibendes schaffen werden.